



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Auf Sizilien : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Auf Sizilien

Von Otto Kaemmel

(Fortsetzung)



Es ist keine großartige, am allerwenigsten eine malerische Landschaft, diese Gegend von Syrakus; sie verläuft in langen, einförmigen, strengen Linien und wird auf drei Seiten wieder von dem noch einförmigern Meereshorizont begrenzt. Nur der Ätna unterbricht diese Gleichförmigkeit. Wer hier nicht historische Hintergründe zu sehen vermag, der sieht nur graue, kahle, steinige, trümmerbesäte Flächen und Höhenzüge, dazwischen Gärten und Felder und Ölbäume, weiße Häusergruppen und staubige, schattenlose Straßen, in den Häfen eine Anzahl kleiner Schiffe und buntangemalter Boote; er wird vielleicht nur an der üppigen Vegetation der Latomien und einzelner Gärten oder an dem weiten Ausblick auf die See einiges Genüge finden und schleunigst wieder abreisen. Wer aber in die Vergangenheit sehen kann, dem beleben sich diese einförmigen Züge. Er sieht auf den jetzt öden Hochflächen der Achradina und der Epipolä eine große Stadt hinter festen Mauern, in den Häfen einen Wald von Masten, er sieht Kriegsflotten und Heere miteinander ringen, Volksfreiheit und Tyrannis miteinander kämpfen, Dichter, Künstler und Gelehrte miteinander wetteifern. Nur trägt die Vergangenheit von Syrakus einen ganz andern Charakter als die Geschichte von Palermo. Dieses hatte seine größte Bedeutung im Mittelalter als Vereinigungspunkt verschiedener Kulturströmungen, die Größe von Syrakus liegt durchaus im griechischen Altertum.

Dabei treten drei Seiten bestimmend hervor. Zunächst geht durch die ganze politische Entwicklung von Syrakus ein starker monarchischer Zug, wie sonst bei keiner andern altgriechischen Stadtgemeinde. Die Tyrannis, die militärisch-demokratische Gewaltherrschaft, sonst eine vorübergehende Erscheinung, hat in Syrakus viermal und jedesmal jahrzehntelang geherrscht (485 bis 465, 405 bis 344, 317 bis 279, 269 bis 214), also von einem Zeitraum von 270 Jahren, dem bedeutendsten und reichsten in dem Leben der Stadt, fast zwei Drittel, im ganzen 174 Jahre lang. Denn hier, an den Grenzen der griechischen Welt, dicht vor dem Erbfeinde, der karthagischen Großmacht, war die Monarchie oder, wenn diese fehlte, die militärische Diktatur die natürliche Staatsform, aus der dann viermal, unter Gelon, Dionysios I., Agathokles und Hieron II., die thatsächlich erbliche, gesetzlich allerdings niemals befestigte Tyrannis hervorging; die gesetzliche Demokratie war eben auf die Dauer zu einer

so angespannten auswärtigen Politik ganz unfähig und suchte immer wieder, auch in Zeiten eines scheinbar gesicherten Bestandes, die Leitung eines bedeutenden Mannes, also eines Alleinherrschers, wie Timoleon und Dion. Diese fortgesetzte auswärtige Bedrohung, die Stellung der Stadt als der festen Burg der sikeliotischen Unabhängigkeit, ist der zweite Charakterzug. Karthager und Athener sind vor diesen Mauern gescheitert; erst den Römern erlag 212 Syrakus, und mit seiner Unabhängigkeit sank seine Größe dahin. Damit hängt der dritte Zug zusammen: der Wechsel in der Bebauung des Stadtbodens. Die korinthischen Ansiedler, die 734 v. Chr., nur zwanzig Jahre nach der Gründung Roms, Archias von Griechenland herüberführte, bauten sich zunächst nur auf dem felsigen Boden der Insel Ortygia an, der „Napos“ (Insel) schlechtweg, die in Verbindung mit dem an der Südseite vorspringenden Vorgebirge Plemmyrion den Eingang zu dem großen Hafen im Osten bis auf eine Linie von einem Kilometer sperrt. Den Übergang über den Anapos an der Westseite des weiten Beckens deckte bald als Brückenkopf eine Vorstadt (Polichne) auf der flachen Anhöhe bei den Resten des Olympieions.

Erst später ergriff die Besiedlung auch den östlichen Teil der stellenweise sumpfigen Ebene zwischen der Anapozmündung und den steilen Abfällen der Hochfläche, die sich etwa in der Form eines langgezogenen gleichschenkligen Dreiecks von der Steilküste der Akhradina als Basis im Osten bis zur Höhe des Guryalos unterhalb des Telegrafo als Spitze im Westen erstreckt, sowie die Akhradina selbst; in dieser Niederung lag auf der Landenge zwischen dem großen und dem kleinen Hafen der Markt (Agora), dessen Stelle heute nur noch eine einsame Säule südöstlich vom Bahnhofe auf öder Weidefläche bezeichnet. Gelon deckte diese offene Strecke nach Westen hin durch eine zum südlichen Abhange der Akhradina laufende Mauer und setzte diese längs der Westseite des neuen Stadtteils bis zum Nordabhange fort; wohl noch unter ihm oder bald nach ihm entstanden als Vorstädte vor dieser Mauer im Norden die Tyche (nach einem Tempel der Glücksgöttin so benannt) und im Süden die Neapolis, die Neustadt. Beide wurden erst zur Zeit der athenischen Belagerung in die Befestigungen einbezogen. Auch die Latomien, die großen Steinbrüche an der Südseite der Akhradina, müssen wenigstens zum Teil aus dem fünften Jahrhundert stammen, denn die gefangnen Athener wurden nach der Katastrophe von 413 dort untergebracht. Aber da eben jene Belagerung gezeigt hatte, daß die militärisch schwache Seite von Syrakus die Epipolä seien, in deren leicht zu gewinnendem Besitz jeder Feind die ganze tiefer gelegene Umgebung beherrschte und die Verbindung mit dem Lande abschneiden konnte, so ließ Dionysios I. im Jahre 402 die gewaltigen Mauerlinien am Süd- und am Nordrande dieser Hochfläche ziehen und schloß sie an der Westspitze mit dem starken Fort Guryalos.

Schwerlich ist dieser Raum jemals ganz mit Häusern besetzt worden, aber Syrakus war seitdem seinem Umfange nach die größte Stadt der Mittelmeerlande, die nächste nach Karthago und mit 23,32 Kilometern Mauerumfang oder 18 Quadratkilometern Flächenraum wesentlich größer als das spätere

kaiserliche Rom, dessen Aurelianische Mauer nur 19 Kilometer lang ist. Hinter diesen Festungswerken hat es zweimal, 396 und 311 bis 309 v. Chr., karthagischen Belagerungen mit Glück widerstanden; erst den Römern gelang es nach langer Einschließung 212 durch Übercumpfung und Verrat zunächst die Epipolä, dann die Ortygia zu nehmen; der Curyalos und die Achradina fielen dann durch Übergabe. Seitdem ging es mit Syrakus rasch bergab. Zwar machten es die Römer zur Hauptstadt ihrer Provinz Sizilien, als die es noch zu Ciceros Zeit seinen alten Umfang mit Ausnahme der Epipolä bewahrte, und Augustus verpflanzte auf dieses zur römischen Domäne (*ager publicus*) geschlagne Gebiet im Jahre 21 v. Chr. eine römische Kolonie. Später wurde die Stadt Sitz eines Bischofs, und selbst Kaiser Constans II. hat noch 663 bis 668 n. Chr. hier residiert, aber die Bevölkerung schwand zusammen und begann sich von den Hochflächen, überhaupt vom Festlande auf die Insel zurückzuziehen. Darauf deutet schon die Entstehung ausgedehnter Katakomben in den ersten christlichen Jahrhunderten auf dem Südfalle der Achradina, die man doch nicht innerhalb der bewohnten Stadt angelegt haben kann, und die Stellung des arabischen Belagerungsheers 827 auf demselben Südfange bei den Latomien, 877 bis 878 bei der alten Kathedrale auf dem Festlande, vermutlich der jetzigen Unterkirche von San Giovanni ganz in der Nähe.

Mit der Erstürmung der Ortygia durch die Araber am 21. Mai 878 verfiel auch dieser älteste Stadtteil einer gründlichen Zerstörung und Verödung, und die Erhebung Palermos zur Hauptstadt Siziliens brachte Syrakus auch um seinen alten Rang. Durch die natürliche Gunst der Lage kam es immer wieder empor, es wurde 1039 sogar noch einmal vorübergehend von Georg Maniakes für das byzantinische Reich erobert und fiel endlich 1085 den Normannen zu, aber die Besiedlung blieb auf die Ortygia und ihre nächste Umgebung beschränkt, die früher bewohnten Hochflächen wurden in ländliche Grundstücke umgewandelt oder blieben wüst. „Die alte Hoheit von Syrakus stirbt in Armut und Einsamkeit dahin,“ sagt der normännische Historiker Hugo Falcandus in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Erst in der neuesten Zeit beginnt im Anschluß an den Bahnhof sich eine neue festländische Vorstadt zu bilden.

Aus alledem ergibt sich mit Notwendigkeit der jetzige Zustand. Da die Ortygia seit 2600 Jahren immer bewohnt geblieben, also nach den wechselnden Bedürfnissen immer wieder umgestaltet worden ist, so konnten sich dort nur geringe bauliche Reste des Altertums erhalten. Da die Hochflächen früh verüdeten, so wurden die dort stehenden Gebäude vermutlich als bequeme Steinbrüche benützt und verschwanden fast gänzlich. Am zahlreichsten sind die antiken Denkmäler in dem Raume zwischen den Hochflächen und der Insel, da diese Bauten weit länger im Gebrauch blieben, und das Bedürfnis nach handlichem Baumaterial bei dem Sinken der Stadt im Mittelalter wohl gering war. Dieses selbst hat in Syrakus nur wenig Spur hinterlassen; was heute Syrakus heißt, stammt im wesentlichen aus den letzten Jahrhunderten oder ist antik.

Zu einer einigermaßen genügenden Besichtigung dieser weit auseinander liegenden Trümmer sind mehrere Tage erforderlich und gelegentliche Wagenfahrten kaum zu umgehen; längere Fußwanderungen kosten unnütz Zeit und sind auf den schattenlosen, im Sonnenlicht blendend weißen Straßen sehr anstrengend. Auch ein Führer ist schwer entbehrlich, denn es ist nicht ganz leicht, sich zwischen den hohen Gartenmauern und den vielverschlungenen Wegen auf den Hochflächen nur nach dem übrigens recht guten Plane bei Baedeker zurechtzufinden. Im Vereine mit einem Landsmann aus Dresden, einem Ingenieur, der mit mir zugleich in der Villa Politi eingetroffen war, wurde der erste Tag für die Besichtigung der alten Stadt und der modernen Inselstadt bestimmt. Als Führer stellte uns Signora Politi, eine geborne Königsbergerin, die seit achtzehn Jahren in Syrakus angesiedelt ist, denselben zwölfjährigen Knaben, der mich auf dem Bahnhofe in Empfang genommen hatte. Der Junge verdient einige Worte, denn er hat uns vortreffliche Dienste geleistet; er war zugleich ein guter Typus dieser sehr begabten und tüchtigen Bevölkerung und kein übles Zeugnis für die italienische Volksschule. Der Sohn eines kinderreichen Fuhrwerksbesizers, klein, zierlich, geschmeidig, blond, mit einem Stich ins Elegante, soweit es sein Vermögen erlaubte, freundlich, überaus gefällig, dabei schon ein umsichtiger Geschäftsmann, zeigte er eine für seine Alter ganz erstaunliche Kenntniss der Altentümer und der Gegend, die er theils aus Büchern, theils als Begleiter von Führern erworben hatte, und ein hohes Maß von Intelligenz.

Als ich am ersten Morgen vor die Thür trat, fragte er mich sofort: „Wie geht es Ihnen heute?“ „Warum fragst du so?“ entgegnete ich. „Ja, Sie waren gestern nicht recht wohl, denn Sie kamen am Abend nicht mehr herunter,“ nämlich um noch irgend einen Gang zu machen. Er hatte mit dieser klugen Beobachtung beiläufig recht. „Da ist noch das Grab des Archimedes, bemerkte er später, aber dahin brauchen Sie nicht zu gehn, denn ich glaube nicht, daß es echt ist.“ „Warum glaubst du das?“ „Auf dem echten Grabe, bemerkte der Junge weise, war eine Kugel, die in einem Cylinder eingeschrieben ist, angebracht, die fehlt dort, also ist es nicht das echte Grab.“ „Du hast ganz recht, bestätigte ich, euer großer Redner Cicero, der das Grab wieder auffand, hat es so beschrieben, wie du sagst.“ Darüber war er sehr glücklich. Als ich eine Schlippsnabel mit einem männlichen Porträt an ihm bemerkte und ihm sagte: „Das ist wohl euer Deputierter?“ kam sofort die Antwort: „O nein, unsre beiden Deputierten heißen so und so.“ Ob wohl ein Leipziger Junge seines Alters und Standes das wissen würde? Er hatte von einem Nordamerikaner etwas Englisch gelernt und fragte gelegentlich nach der deutschen Bezeichnung für den oder jenen Gegenstand, wobei er dann sofort die Verwandtschaft mit dem entsprechenden englischen Worte herausfand. Im übrigen sprach er nur Italienisch, aber ein gutes, deutliches Italienisch; glaubte er, ganz verstanden worden zu sein, so wiederholte er nicht nur den Satz, sondern umschrieb auch wohl erklärend einen Ausdruck, und selten verfehlte er,

den Grund für eine Erscheinung anzugeben. Dabei entwickelte er eine gewisse Energie, wenn wir etwa einmal keine rechte Lust verrieten, das oder jenes anzusehen. *Ma è molto interessante, Signori!* hieß es in solchem Falle, mit vorwurfsvollem Ton, und wir fügten uns lachend. Mit seinen Landsleuten sprach er das uns ganz unverständliche Sizilianisch, und auch bei ihnen schien er einen gewissen Respekt zu genießen, wenigstens durfte er sich einiges herausnehmen. Einen Franziskaner bei San Giovanni, der auf sein Klingeln und Pochen nicht gleich öffnete, schalt er förmlich aus, daß er so lange schlafte, und wurde dafür von dem gutmütigen Mönch zärtlich gestreichelt; einem Fuhrknecht, der auf ansteigendem Wege seinem mühsam anziehenden Pferde nicht half, warf er keck die Bemerkung an den Kopf, das wäre allerdings bequem, zu essen ohne zu arbeiten, und der große kräftige Bursche steckte diese Zurechtweisung ruhig ein. Er war nicht ohne ein gewisses harmloses Selbstgefühl und schilderte die Verhältnisse seiner Familie wohl günstiger, als sie waren, allein er blieb bescheiden und war schließlich doch noch ein Kind, das fröhlich lachte und einmal auch bitterlich weinte; auf meine Frage: *Perchè piangi?* verweigerte er allerdings im Männerstolz die Auskunft: *O niente!* Für uns besorgte er alles, Wagen und Boote, pünktlich zur Minute. Kurz und gut, Salvatore machte seine Sache ausgezeichnet und hat uns zugleich in diesen drei Tagen viel Vergnügen bereitet.

Der Himmel war wolkenlos, ein frischer Ostwind blies, und das blaue Meer schäumte in weißen Spritzwellen gegen die Klippen und die Uferfelsen, als wir um acht Uhr früh in einem eleganten flotten Einspanner die Villa Politi verließen, um zunächst nach dem Curyalos zu fahren. Der Weg führte erst durch eine neue Vorstadtstraße hinunter, deren unfertig gebliebne Häuser man kaltblütig mit provisorischen Dächern über dem ersten Stockwerke versehen hatte, um wenigstens das Vollendete bewohnbar zu machen, dann längs einem rasch fließenden Kanal hin, an dem zahlreiche Wäscherinnen beschäftigt waren, endlich am Bahnhof und an einer großen Makkaronifabrik vorbei auf die Landstraße hinaus, die das Anaposthal durchzieht. Zweirädrige, buntbemalte Karren mit Citronenlisten und Säcken voll Johannisbrot (*caruba*) beladen, Landleute zu Fuß und zu Esel zogen an uns vorüber. Zur Linken senkte sich eine breite Fläche nach dem Anapos hin, die Grundstücke durch niedrige Steinmauern getrennt, vielfach von uralten knorrigen Ölbäumen bestanden, dazwischen Weidengründe und Ackerflächen, auf denen große braune Ochsen den Pflug zogen oder ruhig grasen. Rechts erschien der Abfall der Epipolä, nicht hoch, aber mauerartiges, grauweißes Kalksteingefels. Langsam wand sich die Straße an einzelnen Gehöften mit üppigen Gärten vorbei nach der Höhe hinauf, gerade vor uns erschien die steile Kuppe des Telegrafo hinter dem kleinen Dorfe Belvedere, und wir erreichten nach einer starken Stunde die ausgedehnten Trümmer des Curyalos, die größte und besterhaltne Festungsanlage, die aus altgriechischer Zeit noch übrig ist. Teils in den harten gelblichen Kalkfelsen gehauen, teils aus mächtigen Quadern ohne Mörtel und Klammern aufgebaut, bildet der Curyalos ein langgestrecktes Werk von etwa 300 Metern westöst-

licher und 50 bis 70 Metern nord-südlicher Ausdehnung; die schmale stumpfwinklige Front ist nach Westen gekehrt, die einzige, die überhaupt angegriffen werden konnte, denn an den beiden Langseiten fällt das Terrain rasch ab. Im vordersten westlichen Teile folgen zwei breite und tiefe Gräben, zwischen senkrechten 5 bis 6 Meter hohen Felswänden aufeinander, untereinander und mit den rückwärts liegenden Teilen der Festung durch unterirdische Gänge verbunden, die es den Verteidigern erlaubten, ungeesehen und gedeckt Verstärkungen heranzubringen. Über den nördlichen Teil des zweiten (östlichen) Grabens führte eine Zugbrücke, deren hohe Pfeiler noch erhalten sind.

Hatte der stürmende Feind schon alle diese Hindernisse bewältigt, so sah er erst die westliche Hauptmauer mit fünf starken Türmen vor sich, und hinter ihr folgten noch zwei große, stark ummauerte Höfe, an der Südseite des westlichen aber ein kleiner und tiefer liegender, also von dessen Mauer aus völlig zu beherrschender, worin jede etwa eindringende feindliche Kolonne rettungslos verloren war. Der einzige regelmäßige Zugang war im Osten von der Stadt her. Durch dieses ganze Gewirr von Gräben, Tunneln, Höfen und Mauern führte uns Salvatore mit einer Sachkenntnis und Umsicht, als ob er der Stabschef oder Intendant des altgriechischen Festungskommandanten gewesen wäre.

Von der Höhe der Hauptmauer aus bot sich uns eine unvergleichliche Rundsicht: ostwärts über die sich leicht senkende kahle, steinbesäte Hochfläche der Epipolä und die langen Linien der grauweißen Mauertrümmer längs ihres Süd- und Nordrandes, bis zur Akradina hin, nach Norden den Abfall hinunter über dürre Rasenflächen und Reihen von Ölbäumen hinweg nach der weiten Ebne bis an den schönen Halbkreis der Bucht von Megara, auf die Halbinsel Thapsoz (Magnisi) und das weißschimmernde Augusta, auf den fernen und doch so mächtigen, alles beherrschenden Ätna darüber und auf die blaue und doch so fruchtbare Anaposthal See. Nach Süden und Südosten zu erschien das breite, fruchtbare Plemmyrion und das herrliche Rund des Großen Hafens, das Vorgebirge Plemmyrion und die langgedehnte Inselstadt gegenüber, dahinter abermals die große einfache Linie des offenen Meeres.

Und nun stiegen sie doch auch hier auf, die „abgeschiednen Gespenster“ der Vergangenheit, von denen Goethe nichts wissen wollte. Nicht im Schmuck des Turbans und des Kettenpanzers, unter der Halbmondfahne und dem Kreuze wie in Palermo, sondern helmbuschumflatternd im Bronzeharnisch und Schild, mit langem Stoßspeer und kurzem Schwert zogen sie einher und kamen auf vielrudrigen Schiffen über das blaue Meer.

Dort unten auf Thapsoz waren im Frühjahr 414 die Athener gelandet, diesen nördlichen Abfall waren sie heraufgestürmt auf die Epipolä, da hatten sie geschanzt und ihre Einschließungsmauern gegen die Akradina und nach dem großen Hafen hinunter gebaut, Mauern, nicht Schanzen, denn Erde fanden sie hier oben nicht, wohl aber Steine im Überfluß. Hinuntergeworfen hatten sie sich dann an der südlichen Seite des Anaposthal gelagert, später auf den gelben Felsen des Plemmyrion, und endlich auf der weiten Fläche des Großen Hafens die Seeschlachten geschlagen, die ihre schöne Flotte vernichteten, ihnen

den Seeweg nach der Heimat abschnitten und die erschöpften, entmutigten Haufen zu dem verzweifeltsten Entschlusse nötigten, das Anaposthal hinauf einen Ausweg zu Lande zu suchen, auf dem sie zu Grunde gingen (Herbst 413). Zweitausenddreihundert Jahre sind seit dieser Katastrophe verflossen, aber die schlichte, jedes Pathos entbehrende und doch so eindringliche Darstellung des Thukydides führt uns das ganze furchtbare Drama, das hier vor Syrakus die Macht Athens und damit die stärkste Säule der griechischen Freiheit für immer zerbrach, also das Schicksal der Hellenen überhaupt entschied, mit so erschütternder Klarheit vor Augen, als hätten wir es selbst erlebt.

Die schon heiß brennende Sonne und ein unleugbares Hungergefühl nötigten uns in die Gegenwart zurück und empfahlen uns die nähere Untersuchung eines umfänglichen Frühstückskorbes, den uns Signora Politi fürsorglich mitgegeben hatte. Im Schatten einer Gartenmauer verschwand sein Inhalt, einschließlich einer Flasche feurigen roten Syrakusaners, nicht ohne Salvatores Hilfe ziemlich schnell, und wir traten auf derselben Straße die Rückfahrt an, um noch die Inselstadt zu besuchen. Dabei kamen wir ganz in der Nähe des Bahnhofes auch an dem sogenannten Gymnasium vorüber, wahrscheinlich einer umfänglichen Thermenanlage mit einem Theater und Turnplätzen aus römischer Zeit. Der Zugang zur Insel führt heute nicht mehr über eine einzige enge Brücke, wie im Altertum, sondern über die Reste der starken Festungswerke aus der Zeit Karls V., deren Linien an den Umrissen der drei hintereinanderfolgenden breiten Gräben und Kanäle noch kenntlich sind. In der Nähe haben sich ansehnliche Reste der alten Schiffshäuser gefunden, und auf der Stelle der modernen Festung erhob sich im Altertum, den Zugang zur Ortygia sperrend und die Verbindung zwischen beiden Häfen beherrschend, die Burg des Dionysios, in so engem Zusammenhange mit Arsenal und Kriegshafen, wie jetzt etwa das königliche Schloß in Neapel.

Die ovalgeformte Felsplatte der Ortygia erhebt sich höchstens 17 bis 19 Meter über der Meeresfläche, fällt aber mit steilen Rändern ab, die noch größtenteils die alte Umfassungsmauer tragen. Da sie kaum 1,5 Kilometer in der Länge und in der größten Breite nur etwa 600 Meter mißt, so haben sich auf diesem kleinen Raume die Gebäude an engen, winkligen Gassen und wenigen größern Plätzen zusammengedrängt, stattliche Paläste aus der spanischen Zeit darunter, auffallend durch die besonders schönen Marmorkonsolen der zahlreichen Balkons und durch prachtvolles barockes Schmiedewerk. Unter dieser modernen Schicht ist das griechische Altertum fast verschwunden, und vollends von den zahllosen Kunstwerken dieser Zeit ist nichts mehr an Ort und Stelle. Was zufällig hier und da zu Tage gekommen ist, hat das kleine, von Paolo Orsi trefflich geleitete Museum am Domplatze aufgenommen: eine herrliche Aphrodite, Reliefs, Thonskulpturen, Terrakotten, Münzen u. s. f. Kaum viel mehr hat sich von Bauresten erhalten. Von dem großen Artemistempel an der flachen Nordseite sind nur ein paar Stufen und einige kannelierte Säulenstümpfe inmitten eines Hofes übrig. Ein besseres Schicksal hat der Athentempel auf der höchsten Stelle der Insel gehabt, denn er ist frühzeitig in die Kirche

Santa Maria delle Colonne verwandelt worden und jetzt der Dom der Stadt, ein höchst seltsames Gemisch der verschiedensten Kulturelemente, das in dieser Beziehung die Palermitaner Bauten noch übertrifft! Denn die mächtigen Monolithsäulen des dorischen Tempels aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. ragen noch zur Hälfte ihres Umfangs aus der Hauptmauer der Kirche hervor, samt Architrav und Triglyphen, darüber steht ein arabisch-normännischer Zinnenkranz aus dem elften oder zwölften Jahrhundert, und die Westfront prangt mit korinthischen Säulen und gekröpftem Gebälk im reichsten Barockschmuck des siebzehnten Jahrhunderts. Wenig hundert Schritte führen vom Domplatz nach der berühmten Arethusaquelle an der Westseite. Dort umgibt die hohe Ufermauer ein nahezu halbkreisförmiges Becken ursprünglich süßen Wassers, das freilich seit dem Einbruch des Meeres beim Erdbeben von 1170 brackig und untrinkbar geworden ist; aus vier Mündungen strömt das Wasser hinein, und in dichten Büschen wuchert üppig das hohe Papyruschilf. Von diesem ältesten Denkmal griechischer Siedlung, das in der Sage von der Nymphe Arethusa und dem begehrlichen Flußgott Achelooß die ferne Heimat sinnig mit der Kolonie verknüpfte, fällt der Blick auf das merkwürdigste Denkmal des syrakusanischen Mittelalters, die gelbbraunen Mauern des Castello Maniace auf der Südspitze, ein Viereck mit runden Ecktürmen, so genannt nach dem byzantinischen Feldherrn Georg Maniakes, der kurz vor 1040 Sizilien zum letztenmale für die Griechen eroberte. Angesichts des offenen Meeres auf der einen, des Großen Hafens auf der andern Seite angelegt beherrschte es die Einfahrt völlig. Auf der breiten Wasserfläche flimmerte der Glanz der Mittagssonne, als wir nach der Villa Politi zurückfuhren.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Lage in China. Das chinesische Reich ist in der letzten Zeit oft der franke Mann Ostasiens genannt worden. Diese Bezeichnung hat weniger objektive Berechtigung, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Sie ist vielmehr hauptsächlich eine subjektive Auslassung vom Standpunkte der Westländer aus. Läge es in der Macht der Pekingener Regierung, die Fremden alle miteinander zu vertreiben, sie würde dies lieber heute als morgen thun, daran ist gar nicht zu zweifeln. Dann aber könnte das alte Reich der Mitte noch ganz gut einige Jahrhunderte weiter bestehen. Mit den Augen der Europäer angesehen würde das allerdings mehr ein Vegetieren als ein Leben sein, aber die Möglichkeit selbst ist schwerlich zu bestreiten.

Bei der Beurteilung dieser Verhältnisse dürfen wir niemals außer acht lassen, daß die Anwesenheit der westlichen Barbaren im himmlischen Reiche der chinesischen Regierung immer gleichmäßig verhaßt gewesen ist. Hieran hat sich seit sechzig Jahren nichts geändert. Unter der guttühenden Maske äußerlicher Freundlichkeit